

Erfahrungen in der Türkei – nützlich gemacht für das Verständnis zwischen den Kulturen

Cornelius Bischoff

Ich habe lange darüber nachgedacht, ob meine Tätigkeit als Beitrag zu den deutsch-türkischen Beziehungen bezeichnet werden kann. Gewiß nicht im politischen Sinne, und so war es von den Initiatoren dieses Symposiums, soweit es mich betrifft, auch nicht gemeint. In meinem Fall werde ich das Thema auf „Beiträge zur Vermittlung kultureller Leistungen“ reduzieren, denn da bin ich als Übersetzer türkischer Literatur und in geringerem Maße als Drehbuchautor auf meinem Gebiet. Darüber hinaus werde ich mich auf die Schwierigkeiten dieser Vermittlung beschränken. Somit umgehe ich eine selbstgefällige Auflistung meiner Beiträge, wohl berechnend, mein so bescheiden unter den Scheffel gestelltes Licht durch dieses Hintertürchen wieder schwenken zu können.

Um zwischen Kulturen vermitteln zu können, sollte man in ihnen heimisch sein. Ich bin in der deutschen und der türkischen heimisch, bin in beiden aufgewachsen, besser: in diese beiden Kulturen hineingewachsen und kann mit (na, mit wem wohl!) Goethe ausrufen: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Doch im Gegensatz zu Faust kann ich das „Ach!“, diesen Ausruf des Bedauerns, streichen, denn ich will weder die eine noch die andere Seele missen. Ich bin als 11jähriger von 1939 bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr Anno 1948 – nennen wir es: bikulturell – in der Türkei aufgewachsen und bin daher auch empfindsam für Probleme in der Fremde, im *Gurbet*, wie die Türken sagen, ein Begriff, der heute nicht mehr übersetzt werden kann – und da kommen wir schon zum Thema Schwierigkeiten, weil die Assoziationen, die sogenannten Konnotationen beider Sprachen zu diesem Begriff *Gurbet* = Fremde erheblich divergieren. Das war übrigens nicht immer so, und ich zitiere aus Grimm in Bezug auf das Wort *Elend*:

„Urbedeutung dieses schönen, vom heimweh eingegebenen wortes ist das wohnen im ausland, in der fremde, und das lateinische exsul, exsilium stehen ihm nahe (...) da nun fremde und verbannung weh tun, nahm elend nach und nach den begriff von miseria an – und der ursprüngliche trat vor diesem endlich ganz zurück.“

Dieses mittelhochdeutsche, schöne, vom Heimweh geprägte Wort *Elend* in seiner *damaligen* Bedeutung entspricht dem heutigen türkischen *Gurbet*.

Wenn ich von meinem Elend im altdeutschen Sinne spreche, muß ich mit meinem Vater beginnen, der mit seiner Familie ins Exil ging. Ein gradliniger „Mann aus dem Volke“, der auch nach dem Krieg, als es eine Zeitlang Mode war, nie große Worte um seine Haltung, seinen aufrechten Gang im Alltag des Dritten Reiches gemacht hatte.

Sei es, daß er an den bombastischen nationalen Feiertagen trotz eines empörenden Blockwarts keine Hakenkreuzfahne zum Fenster hinaushängte und daß er nie den Arm zum Hitlergruß reckte; sei es, daß er einem jüdischen Freund – Träger des Eisernen Kreuzes wie der „Führer“ übrigens – auf der Flucht vor den Nazis nach Holland Unterschlupf gewährte und daß er sich von seiner jüdischen Frau, meiner Mutter, die er Mitte der zwanziger Jahre als „zünftig fremdgeschriebener“ Hamburger Zimmermannsgesell auf Wanderschaft in Istanbul kennengelernt und geheiratet hatte, nicht scheiden ließ. Er ist mit ihr 1939 ins Exil gegangen, dorthin, wo schon vor fünf Jahrhunderten den Vorfahren seiner Frau vor den Schergen der spanischen Inquisition Asyl gewährt worden war: In die Türkei, die damals noch das Osmanische Reich hieß.

1948 kehrte ich in meine Heimatstadt Hamburg zurück, verbringe heute einen Teil meines beruflichen Lebens als Übersetzer türkischer Gegenwartsliteratur und schreibe hin und wieder Drehbücher, die grundsätzlich deutsch-türkische Beziehungen zum Thema haben.

Zu dieser Tätigkeit bin ich auch gekommen, weil ich meine Landsleute über die Türkei informieren wollte in der Hoffnung, Diskriminierungen von Türken in Deutschland ließen sich eindämmen, wenn man diesen *Anderen* insbesondere durch seine Literatur kennenlernt.

Noch 1977 waren gerade einmal zwei nennenswerte Bücher aus dem Türkischen ins Deutsche übersetzt worden – eines von Aziz Nesin und meine Übersetzung des Kinderbuches *Gülibik* von Çetin Öner. Doch Ende der siebziger Jahre war die Übersetzerszene in Bewegung geraten (siehe Yüksel Pazarkaya, Rosen im Frost, 2. Auflage, Unionsverlag, S. 234 ff.).

Die literarische Übersetzung als Chance der Kulturvermittlung – und ihre Grenzen

Die Übersetzung, insbesondere die literarische Übersetzung, ist wohl das Fundament, auf dem Vermittlung von Kultur im engeren Sinne zwischen Gesellschaften verschiedener Sprache überhaupt möglich ist. Und sie ist unkompliziert zu bewerkstelligen, bedarf es doch nur eines Menschen, der zwei oder mehrere Sprachen beherrscht und das Talent besitzt, die Ausgangssprache in die Zielsprache verständlich und literarisch adäquat umzusetzen.

Damit wäre das Verständnis zwischen Menschen verschiedener Sprache gewährleistet, und die türkischen Kinder in Deutschland brauchten zur Integration nicht viel mehr als die deutsche Sprache. So dachten übrigens viele! Ich wurde eines Besseren belehrt, kaum daß ich mit meiner ersten literarischen Übersetzung, dem Kinderbuch *Gülibik*, begonnen hatte. Da verabschiedet sich ein junger Dörfler für längere Zeit von seiner Familie, und seine Mutter schüttet nach altem Brauch hinter ihm Wasser aus mit den Worten: *Su gibi git, su gibi gel...* Also: Geh wie Wasser, komm wie Wasser!

Diese Situation, die einem Türken das Wasser in die Augen treibt, würde, wortgetreu übersetzt, den deutschen Leser zu einem, wenn auch verständnisvollen, Lächeln reizen. In meiner Übersetzung lautet er dann auch: Geh so leicht wie Wasser fließt, und komme so leicht auch wieder zurück! Denn daß Wasser immer seinen Weg findet, weiß in unserer Gesellschaft mit wenigen Ausnahmen wohl nur noch der Dachdecker.

Ich will diese Überlegung an einem von mir schon oft zum Besten gegebenen Beispiel auf die Spitze treiben: „*Koçum Hasan domuz eti yemez*“ heißt wörtlich auf Deutsch: „Mein Schafbock Hasan ißt kein Schweinefleisch.“

Was hier im Türkischen lobenswert erscheint, sowohl der Vergleich Hasans mit einem Schafbock – im Türkischen kein Schimpfwort, sondern Symbol von Kraft, Mut und Ausdauer – als auch die Haltung Hasans, der traditionsgetreu Schweinefleisch verachtet, weckt in deutscher Sprache und beim deutschen Leser ganze andere Vorstellungen: Nämlich daß Hasan, dieses dumme Schaf, einen Braten verschmäht, bei dem vielen unserer Leser das Wasser im Munde zusammenläuft.

Ich wollte hiermit die Grenzen der Sprache bei der Kulturvermittlung aufzeigen, am Beispiel eines Wortes – *Gurbet* = Fremde, einer Redewendung – *Su gibi git, su gibi gel* und am Beispiel eines erklärenden Satzes – *Koçum Hasan* (...). Dabei sind das noch Grenzen, die zu überwinden sind, es sei denn, wir zweifelten an der Universalität des menschlichen Geistes. Deshalb hier eine dreiste Anleihe an Wittgenstein: Die Grenzen meiner Sprache sind *nicht ganz* die Grenzen meiner Welt.

Die Crux der literarischen Kulturvermittlung besteht darin, daß es in zwei Sprachen kaum deckungsgleiche Begriffe gibt. Um mit Octavio Paz zu sprechen: Die Sonne, die in einem aztekischen Gedicht besungen wird, ist eine andere als die in einer ägyptischen Hymne.

Auf Motivsuche bei Filmarbeiten am Fluß Kızılırmak nahe der Stadt Avanos wurden wir Zeugen einer faszinierenden Szene. Der Schäfer des Dorfes Sarıhıdır trieb im Abendschein die riesige Herde den Hang hinunter, als die Schafe plötzlich laut blökend zu rennen begannen. Denn vom Dorf kam eine Herde ebenfalls blökender Lämmer hangaufwärts gelaufen, die Herden rannten ineinander, jedes Lamm fand im Nu sein Muttertier und ging ihm an die Zitzen. Das müssen wir drehen, begeisterte sich unser Regisseur, aber aus kameratechnischen Gründen in der Morgensonne!

Ich kam erst hinzu, als die Verhandlungen mit den Dörflern gerade am scheitern waren. Regisseur und Kameramann verzweifelten, die Dörfler drucksten herum, und auch der Bauer, der als Dolmetscher fungierte, schien peinlich berührt. Ich kam bald dahinter, woran es lag: Man kann eine so große, hungrige Herde morgens nicht wieder vom Weideland hinuntertreiben, und wenn, verlieren die Tiere zuviel Milch. Jetzt schäumte der Regisseur Jürgen Haase und schimpfte, warum man ihm das nicht gleich gesagt habe. Das allerdings konnte ich ihm schnell erklären:

„Sie wollten vermeiden, daß Du dein Gesicht verlierst, wenn vor aller Welt publik wird, daß Du, der große Regisseur aus *Alamanya*, nicht einmal weißt, daß man frühmorgens keine hungrigen Schafe von den Weiden treiben kann.“

Jürgen Haase war vom Taktgefühl der Dörfler richtig gerührt. Und ich hätte in Anlehnung an Octavio Paz für die Dörfler hinzufügen können: Denn ihre Welt der Schäfer mit dem so ausgeprägten Taktgefühl ist für sie die Welt schlechthin, und auf der ganzen Welt weiß doch ein jeder, daß man frühmorgens keine Schafherden in die Ställe treibt.

Will sagen: Wer Kultur vermitteln will, muß nicht nur die Sprache beider Kulturen gründlich kennen, besonders, wenn eine Sonne wie die türkische für den Deutschsprachigen so anders scheint.

Der Film als Chance der Kulturvermittlung

Als vor Jahren meine Übersetzung des Romans *Gülibik* von der Jury des Europäischen Jugendbuchpreises als wichtiger Beitrag zum gegenseitigen Verständnis von türkischen und deutschen Kindern ausgezeichnet wurde, freute ich mich besonders, weil mit die Vermittlung zwischen türkischen und deutschen Kindern besonders wichtig ist.

Ganz ähnlich lautet auch die Begründung der Jury bei der Kulturbehörde Hamburg zum Förderpreis für Literatur und literarische Übersetzungen 1993:

„Mit seinen einfühlsamen Übersetzungen aus dem türkischen Sprachraum hat Cornelius Bischoff uns mit der fremden Heimat unserer nahen Nachbarn vertraut gemacht. Ihre Kultur, ihr Land, ihren Himmel und den farbigen Klang ihrer Sprache: Die Stimmen von Menschen in ihrem Kampf um Würde und soziale Gerechtigkeit. Ohne Cornelius Bischoffs engagierte Tätigkeit als Vermittler des literarischen Schaffens von Haldun Taner, Çetin Öner und Yaşar Kemal wären wir kulturell ärmer.“

Doch unter den vielen Auszeichnungen, die dann der Film *Gülibik*, eine deutsch-türkische Koproduktion, bekommen hat, ist für mich wohl die erfreulichste der Preis des Internationalen Zentrums für Kinder- und Jugendfilme (CIFEJ), verliehen beim Kinderfilmfest Berlin im Rahmen der Berliner Filmfestspiele 1984. Denn die Preisvergabe wurde wie folgt begründet:

„Der Film zeigt die Entwicklungsphase eines Jungen, in der er seinen Lebensraum bewußt erfährt. Durch die große Authentizität werden Gefühle und Stimmungen nachvollziehbar und in ihrer universellen Bedeutung erkennbar. Die Aussage des Films korrespondiert mit den Zielen des Centre international du film pour l'enfance et la jeunesse, indem er einen wichtigen Beitrag zur internationalen Verständigung liefert.“

Kürzer und prägnanter hätte ich unser Anliegen nicht formulieren können, als wir begannen, das Drehbuch für den Film zu schreiben. In vielen anderen Kritiken wurde besonders der dokumentarische Charakter dieses Spielfilms hervorgehoben. Kein Wunder, denn ich hatte die Produktion gebeten, das Drehbuch gemeinsam mit Çetin Öner, dem Autor des teilweise biographischen Romans, zu schreiben.

Schon als die ersten Takte der meisterlichen Filmmusik von Zülfü Livaneli bei der Uraufführung im großen, überfüllten Berliner Kinosaal erklangen, begannen die deutschen und ausländischen Kinder unter der Regie der türkischen begeistert den Takt mitzuklatschen; Kulturvermittlung, wie ich sie spontaner und fröhlicher nie erlebt hatte.

In diesem Zusammenhang will ich noch die Reaktion eines Erwachsenen bei einer anderen deutsch-türkischen Koproduktion anführen:

Wir hatten uns beim Drehbuch für den Film „Eine Liebe in Istanbul“ (*İstanbul'da bir aşk*) bemüht, die beiden jugendlichen Liebhaber, den deutschen und den türkischen, in ihrer Ausstrahlung ebenbürtig erscheinen zu lassen. Folgerichtig sollte auch das von beiden umworbene Mädchen, eine in Deutschland aufgewachsene und mit ihren Eltern heimgekehrte Türkin, hin- und hergerissen ein, ganz wie der Buridansche Esel, und sich am Ende für keinen der beiden entscheiden können. Außerdem sollte in der letzten Szene sichtbar werden, daß sie entschlossen ist, trotz der sozialen Zwänge ihr künftiges Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Die Gleichstellung des deutschen und des türkischen Jungen muß uns wohl gelungen sein, weil vielen dieser Schluß nicht so recht gefiel. Viele türkische Zuschauer, fast ausschließlich Männer, bedauerten, daß der junge Türke das Mädchen nicht bekommen habe, ihr Landsmann sei auch viel zu weich gezeichnet worden; und viele Deutsche, männliche Filmkritiker nicht ausgenommen, waren genau entgegengesetzter Meinung. Für sie war der Deutsche der Waschlappen. Zufall? Ich denke nein!

Ich mußte an meinen Geschichtsunterricht denken. Da hatte Alexander der Große im Zuge der Völkerverständigung – oder solle ich lieber Feldzüge sagen? – angeblich seine Krieger mit persischen Jungfern vermählt. Zum Wohle der Völkerverständigung umgekehrt griechische Jungfern auch persischen Offizieren anzudienen, oder, aus logistischen Gründen, zumindest in Aussicht zu stellen, schien nicht nach seinem Geschmack gewesen zu sein. Jedenfalls war von derartigen Heiraten in unserem Unterricht nie die Rede. Patriarchalisches Machtstreben oder Diskriminierung unter dem Deckmantel der Völkerverständigung? Historiker unter Ihnen mögen mich zum gesteigerten Ruhme des Makedoniers korrigieren! Den Kindern im Kino am Bahnhof Zoo jedenfalls wäre die Konstellation der Partner schnurzpiepe gewesen.

Soweit meine Erfahrungen aus meiner Arbeit, die ja zum Teil, soweit es die Filme betraf, aus gemeinschaftlichen deutsch-türkischen Projekten bestand – und ich wähle bewußt das Präteritum, weil ich mich in letzter Zeit fast ausschließlich mit literarischen Übersetzungen aus dem Türkischen befasse. Mein Beitrag zu den deutsch-türkischen Beziehungen findet also im begrenzten Rahmen der Privatinitiative statt. Hier ist noch viel Raum für sinnvolle Kulturarbeit, wenn sie, wie in unseren Filmen, vom Drehbuch bis zum Abspann gemeinschaftlich erfolgt. Aber auch öffentliche Zuschüsse zum Hungerhonorar literarischer Übersetzer wären ein Fortschritt.

Und zu guter Letzt: Als wir Wenigen anfangen, Informationen zu vermitteln, mit Übersetzungen Brücken zu schlagen oder in Hinterzimmern von Gaststätten Organisationen gründeten, wie die heute in einem Haus im Park residierende „Türkische Gemeinde in Hamburg e.V.“, war Deutschland für die meisten im Lande lebenden und arbeitenden Türkinnen und Türken die Fremde, in der sie fast sprachlos ihrer schweren Arbeit nachgingen und aus der sie irgendwann in die Türkei heimkehren wollten. Heute leben ihre Kinder und Kindeskindern hier. Sie sind nicht mehr sprachlos, sind Bürger in der (wenn auch noch!) „bitteren Heimat“, dem „*acı vatan*“, was sich ändern wird, da bin ich sicher. Diese jungen Türkinnen und Türken sind aberhunderttausend Vermittler zwischen der Türkei und Deutschland, und da fühle ich mich, ehrlich gesagt, als auslaufendes Modell.